

Leseprobe aus:

Philip Roth

Eigene und fremde Bücher, wiedergelesen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

EINS

- Schreiben und Macht 15
Über *Portnoys Beschwerden* 28
Dokument mit dem Datum: 27. Juli 1969 38
Antwort für jene, die mich gefragt haben:
«Wie kam es überhaupt dazu, dass Sie dieses Buch
geschrieben haben?» 49
Über *Unsere Gang* 61
Ansprache des Präsidenten an die Nation 83
Über die *Brust* 90
Über *The Great American Novel* 103
Über *Mein Leben als Mann* 127
Nach acht Büchern 133
Interview mit dem *Nouvel Observateur* 152
Interview mit der *London Sunday Times* 170
Interview mit der *Paris Review* 181
Interview über Zuckerman 224

ZWEI

- Amerikanische Romane schreiben 247
Über einige neue jüdische Stereotype 272
Über Juden schreiben 286
Die Geschichte dreier Geschichten 313
Die Bibliothek von Newark 318

Meine Baseball-Jahre	322
Kambodscha: Ein bescheidener Vorschlag	329
Unser Schloss	336
Phantasien des Erotischen: Drei Einführungen	340
1. Alan Lelchuk	340
2. Milan Kundera	347
3. Fredrica Wagman	360
Was es heißt, sich jüdische Figuren auszudenken	367
1. Portnoys Ruhm – und meiner	367
2. Helden, wie sie sich jüdische Autoren vorstellen	379
«Immerfort wollte ich, dass ihr mein Hungern bewundert» oder: Ein Blick auf Kafka	409
Nachweise	441

Vorbemerkung

Die dreiundzwanzig Texte, die in dieser Sammlung ursprünglich erschienen, wurden sporadisch in einer Spanne von fünfzehn Jahren verfasst, in der Zeit zwischen meinem ersten, 1959 veröffentlichten Prosaband und meinem achten Buch im Jahre 1974. Die meisten Texte entstanden gegen Ende dieser Periode, einige an ihrem Anfang, kaum welche in den mittleren Jahren – was nahelegt, dass die frühen Essays größtenteils Nebenprodukte meiner Anfangszeit als Schriftsteller sind, die späteren Ergebnis einer ersten Bestandsaufnahme. (Jene Texte, die zusätzlich in die neuen Ausgaben aufgenommen wurden – die vier Interviews am Ende des ersten Teils –, wurden zwischen 1979 und 1984 veröffentlicht.) Da mir fast von Anfang an ebenso Anerkennung wie heftige Kritik zuteilwurde, fühlte ich mich offenbar gleich nach meinen ersten Schritten dazu aufgerufen, nicht nur eine literarische Position zu behaupten, sondern auch meine moralische Flanke zu verteidigen; später habe ich dann versucht, für das, was ich seither gelesen und geschrieben hatte, eine Perspektive zu finden.

Zusammengenommen verraten diese Texte eine fortgesetzte Beschäftigung mit der Beziehung zwischen der geschriebenen und der ungeschriebenen Welt. Diese einfache Unterscheidung (die ein komplexes Phänomen umfasst) habe ich mir von Paul Goodman ausgeliehen. Mir scheint sie sinnvoller zu sein als die Unterscheidung zwischen Ima-

gination und Realität oder zwischen Kunst und Leben, einmal, weil sich jeder ohne weiteres die klaren Differenzen zwischen den beiden Welten vorstellen kann, und dann, weil die Pole, zwischen denen ich täglich pendle, kaum treffender beschrieben werden könnten. Hin und her, hin und her, mit neuen Informationen, detaillierten Instruktionen, verworrenen Nachrichten, verzweifelten Nachforschungen, naiven Erwartungen, verblüffenden Herausforderungen ... kurz und gut, ich fühlte mich ein wenig wie in der Rolle des Boten Barnabas, den der Landvermesser K. in Kafkas Roman *Das Schloss* über die Mühen des Durchkommens damit beauftragt, den steilen gewundenen Weg zwischen dem Dorf und dem Schloss wieder und wieder zurückzulegen.

Eigene und fremde Bücher, wiedergelesen ist in zwei Teile gegliedert, beide mehr oder weniger chronologisch geordnet und durch den Titel getrennt (oder miteinander verknüpft). Es gibt zahllose Überlappungen, doch ich bin es, der sich – als Leser und Gelesener – im Zentrum des ersten Teils befindet. Dieser Abschnitt besteht überwiegend aus Interviews, in denen ich beschreibe, was mein Werk veranlasst hat, die Buch für Buch eingesetzten Techniken sowie die Vorbilder, an denen sich meine Bemühungen orientierten (im Unterschied zu dem von mir selbst Erreichten, wie immer man das auch beurteilen mag). Sämtliche Interviews fanden ihre endgültige Form im Schriftlichen, auch wenn manche in Dialogen entstanden, die das Terrain grob absteckten und Tonart wie Fokus dessen vorgaben, was schließlich im Druck erschien.

Der zweite Teil umfasst ausgewählte Artikel und Essays, die sich in der Mehrzahl einer Einladung verdanken – zu

einer Rede, zur Erwiderung auf einen Kritiker, zur Vorstellung eines Autors oder anlässlich eines besonderen Ereignisses. Ich war noch nie gut darin, ein Tagebuch oder ein Journal zu führen, und da ich meine Energie größtenteils für das Verfassen von Prosa verwendet habe, bleiben mir bloß diese Texte als Nachweis dessen, was mich einst beschäftigt hat. Die Beiträge verweisen auf Schwierigkeiten, auf Vorlieben und Aversionen, die im Zuge meiner Arbeit aufgekommen sind. Auf der ersten Seite fast jeden Textes wurde der jeweilige Anlass vermerkt, dem er seine Entstehung verdankt; gleicherweise werden im ersten Teil Interviews wie Datum und, wo es dienlich schien, auch die Umstände benannt, unter denen das jeweilige Gespräch stattgefunden hat. Genauere Nachweise finden sich am Schluss des Buches.

EINS

Schreiben und Macht

Erzählen Sie uns zuerst bitte von Ihrer Jugend – was diese Zeit mit jener Art der amerikanischen Gesellschaft verbindet, die Sie in *Goodbye, Columbus* beschrieben haben; welches Verhältnis Sie zu Ihrer Familie hatten und ob und wie Sie unter der Macht und Autorität Ihres Vaters leiden mussten.

Meine Jugend war alles andere als die klassische Zeit der Explosivität, der stürmischen Wachstumsphase, es war eher eine Periode mehr oder weniger gebremster Lebendigkeit. Nach den Triumphen einer ausgelassenen, temperamentvollen Kindheit – vor dem dramatischen Hintergrund des Eintritts Amerikas in den Zweiten Weltkrieg – war ich, bis ich 1950 ans College ging, merklich ruhiger geworden. Erst dort, in dieser respektablen, christlichen Atmosphäre, die kaum weniger beengend als meine jüdische Herkunft war – deren Beengtheiten ich aber ignorieren, gegen die ich mich wehren konnte, ohne mich von langjährigen Loyalitäten behindert zu fühlen –, wurden meine Neugier und meine Lust an der Spekulation wiederbelebt, die während der Highschoolzeit gleichsam brachgelegen hatte. Vom zwölften Lebensjahr, als ich zur Highschool kam, bis zum sechzehnten, als ich sie wieder verließ, war ich im Großen und Ganzen ein guter, verant-

Interview mit dem italienischen Kritiker Walter Mauro für dessen Interviewsammlung mit Schriftstellern zum Thema «Macht» (1974).

wortungsbewusster, artiger Junge, der sich (ganz bereitwillig) den gesellschaftlichen Regularien jener verhaltenen, ordentlichen, unteren Mittelschichtsumgebung fügte, in der ich aufgewachsen war, wenn auch noch leicht von jenen Tabus gehemmt, die in abgeschwächter Form durch die religiöse Orthodoxie meiner immigrierten Großeltern zu mir durchgesickert waren. Unter anderem war ich auch wohl deshalb ein «guter» Junge, weil ich begriffen hatte, dass mir in unserem jüdischen Viertel von Newark gar keine andere Wahl blieb, falls ich nicht Autos klauen oder in der Schule durchfallen wollte, was mir beides nicht lag. Statt also ein widerspenstiger, unzufriedener, randalierender Rebell zu werden – oder wie in den unschuldigen Tagen der Grundschule noch einmal aufzublühen –, saß ich fügsam meine Zeit in der Schule ab, die schließlich nur eine Institution niedrigster Sicherheitsstufe war, und genoss den Spielraum und die Privilegien, die allen Insassen zukamen, die ihren Wächtern keine Schwierigkeiten bereiteten.

Das Beste an der Adoleszenz waren die intensiven Freundschaften, nicht nur wegen der Geborgenheit und Kameradschaft, die sie den aus enggeknüpften Familien losgelösten Jungen vermittelten, sondern wegen der Gelegenheiten, die sie zu unzensiertem Gespräch boten. Diese Marathon-Unterhaltungen, die oft von lärmenden Diskussionen über erhoffte sexuelle Abenteuer und allerhand anarchische Witzeleien dominiert wurden, fanden typischerweise in der Enge eines parkenden Autos statt – zwei, drei, vier oder fünf von uns in einem einzigen Stahlkasten von Umfang und Größe einer Gefängniszelle und gleichermaßen von der gewöhnlichen menschlichen Gesellschaft getrennt.

Trotzdem fand ich in jenen Jahren keine größere Freiheit und nirgendwo mehr Vergnügen als in dem, was wir uns in den endlosen Stunden in diesen Autos gesagt haben. Auch darin, wie wir es gesagt haben. Mag sein, dass meine engsten Jugendgefährten – kluge, höfliche Juden wie ich selbst, die alle vier erfolgreiche Ärzte wurden – jene Männergesellschaften anders in Erinnerung haben, doch ich für meinen Teil stelle eine enge Verbindung zwischen diesem Amalgam aus Mimikry, Kiebitzerei, Berichterstattung, Disput, Spott und Legendenbildung, die uns so viel Trost spendete, und meiner jetzigen Arbeit her. Außerdem finde ich das, was wir in diesen Autos zu unserer Unterhaltung vorbrachten, mit der Folklore eines Stammes vergleichbar, der den Sprung von einer menschlichen Entwicklungsstufe zur nächsten wagt. Und darüber hinaus lieferten uns diese Millionen Worte die Mittel, um Rache an jenen kulturellen Kräften zu nehmen, die uns formten oder die wir damit doch zumindest in Schach halten konnten. Statt fremden Menschen Autos zu stehlen, saßen wir in den von unseren Vätern geliehenen Wagen und erzählten uns Dinge, wie sie wilder nicht auszudenken waren, zumindest nicht in unserer unmittelbaren Umgebung, und eben dort parkten wir ja auch.

Unter der «Autorität des Vaters» in ihrer traditionellen Form als Unterdrückung und Einschränkung musste ich in meiner Jugend so gut wie nie leiden. Außer Kleinigkeiten gab es kaum Anlass, sich mit meinem Vater zu streiten, und falls mir etwas zu schaffen machte, dann nicht sein Dogmatismus, seine Unbeugsamkeit oder dergleichen, sondern sein grenzenloser Stolz auf mich. Wenn ich mich bemühte, ihn oder meine Mutter nicht zu enttäuschen,

dann nie, weil ich mich vor der Eisenfaust oder vor Bestrafung, sondern weil ich mich vor gebrochenen Herzen fürchtete; selbst nach der Adoleszenz, als ich Gründe fand, mich meinen Eltern zu widersetzen, kam mir nie der Gedanke, ich könnte deshalb ihre Liebe verlieren.

Die ruhigere Phase während meiner Jugend mag sich zudem durch den schweren finanziellen Rückschlag erklären, den mein Vater ungefähr zu jener Zeit erlitt, als ich in die Highschool kam. Sein Kampf gegen die Schulden war eine Qual, und seine störrische Entschlossenheit und die ihm in den Mittvierzigern abverlangten Kraftreserven machten ihn in meinen Augen zu einer ebenso rührenden wie heroischen Gestalt, eine Mischung aus Kapitän Ahab und Willy Loman. Unterschwellig fragte ich mich, ob er nicht zusammenbrechen und uns mit in den Abgrund reißen würde, doch erwies er sich als ein Fels, als jemand, der einfach nicht zu entmutigen war. Da der Ausgang dieses Kampfes gerade in meiner frühen Jugend aber noch offen war, könnte es sein, dass ich in jenen Jahren ebendeshalb mehr oder weniger «gute» war, weil ich das mir Mögliche zu Ordnung und Stabilität der Familie beitragen wollte. Damit die väterliche Macht bewirken konnte, was sie bewirken *sollte*, verschob ich die Wiederaufnahme meiner Karriere als Klassenzimmerkonquistador auf einen späteren Zeitpunkt und unterdrückte vorläufig alle rebellischen und ketzerischen Neigungen ... Dies ist natürlich nur eine eher psychologische Vermutung, erst recht, da ich sie so spät im Leben anstelle, doch bleibt, dass ich während meiner Jugend nur wenig tat, um das Gleichgewicht jener Kräfte zu stören, die es unserer Familie erlaubt hatten, so weit zu kommen und so gut zu funktionieren, wie sie es nun einmal tat.

Sex als Instrument der Macht und Unterwerfung. Sie entwickeln dieses Thema in *Portnoys Beschwerden* und erzielen eine Entweihung der Pornographie bei gleichzeitiger Anerkennung der obsessiven Natur der Sexualität und deren enormer Konditionierungskraft. Erzählen Sie uns, aus welchen Erfahrungen diese dramatische Fabel erwuchs, aus welchen Abenteuern des Geistes oder der Imagination.

Eine «Entweihung der Pornographie»? So habe ich das noch nie gesehen, wird Pornographie selbst doch allgemein als eine verbale Entweihung jenes Aktes zwischen Mann und Frau angesehen, der ihre tiefe Verbundenheit miteinander heiligt. Eigentlich halte ich Pornographie eher für die Projektion einer ganz und gar menschlichen Beschäftigung mit Genitalien *per se* – eine Beschäftigung, die alle übrigen Emotionen bis auf jene elementaren Gefühle ausschließt, die durch die Betrachtung genitaler Funktionen geweckt werden. Pornographie ist für das weite Feld der sexuellen Beziehungen das, was eine Bauanleitung für Heim und Herd ist. Zumindest wäre sie das, präge das Zimmerhandwerk jene erregende Aura von Magie, Geheimnis und zu brechenden Tabus, die das Sexuelle gegenwärtig noch in fast all seinen Spielarten umgibt.

Ich glaube nicht, dass ich die Pornographie «entweiht» habe, vielmehr habe ich ihre zentrale Beschäftigung mit dem Körper isoliert, mit dem Körper als erotischem Objekt und Spielzeug mit all seinen Öffnungen, Sekreten, Schwellungen, Reibungen, Entladungen und den Abstrusitäten der Sextektonik, und habe dann diese Obsession zurück in ein ganz diesseitiges Familiensetting gesetzt, so dass die Themen Macht und Unterwerfung nebst manch

anderem statt durch das verengende Objektiv der Pornographie in ihrer breiten Alltäglichkeit gesehen werden können. Möglicherweise könnte man mir allerdings vorwerfen, ich hätte eben das entweiht oder profanisiert, was Pornographie durch ihre Exklusivität und Obsession tatsächlich zu einer Art heiligen, allumfassenden Religion erhebt, deren feierliche Riten sie rituell inszeniert: die Religion des Vögelismus (oder – in einem Film wie *Deep Throat* – des Blasismus). Wie in jeder Religion sind diese weihevollen Andachten eine äußerst ernste Angelegenheit, die ebenso wenig wie etwa bei der Feier des Gottesdienstes kaum Raum für individuelle Ausdruckskraft oder Idiosynkrasie lässt, für menschliche Irrungen, menschliches Missgeschick. Tatsächlich erwächst die Komödie von *Portnoys Beschwerden* größtenteils aus den für das Individuelle so bezeichnenden Irrungen, die den Mächtegernzelebrianten heimsuchen, während er verzweifelt versucht, zum Altar vorzudringen und seine Kleider loszuwerden. All die Versuche Alexander Portnoys, nackt ins Heiligtum der Pornographie zu gelangen, werden immer wieder vereitelt, da Alexander nach eigener Aussage eine Figur in einem jüdischen Witz ist – ein Genre, das anders als die Pornographie eine gänzlich *entheiligte* Welt darstellt: *entmystifiziert*, *entromantisiert*, vollkommen *entillusioniert*. Religiöser Eiferer, der er gern wäre, kann Portnoy nicht umhin, mit jedem Wort und jeder Geste zu profanisieren, was der orthodoxe Vögelist zutiefst verehrt.

Ich kann Ihnen keine einzelne Erfahrung nennen, weder körperlicher noch geistiger Natur, aus der *Portnoys Beschwerden* hervorgegangen sind. Vielleicht möchten Sie ja auch wissen, ob ich Erfahrungen erster Hand mit «Sex als

Instrument der Macht und Unterwerfung» habe. Die Antwort lautet: Wie könnte es anders sein? Auch ich empfinde Begierde, habe Genitalien, Phantasien, Triebe, Hemmungen, Schwächen, einen Willen und ein Gewissen. Der massive Angriff auf die sexuellen Gewohnheiten Ende der sechziger Jahre kam außerdem zwanzig Jahre nachdem ich selbst den Strand erklommen und um festen Halt im vom Feind unterjochten Heimatland der Erotik zu kämpfen begonnen hatte. Manchmal sehe ich die Männer meiner Generation als die erste Welle fest entschlossener D-Day-Invasoren, über deren blutige, verwundete Leiber die Blumenkinder später an Land gingen, um triumphierend dem libidinösen Paris entgegenzueilen, von dessen Befreiung wir träumten, als wir auf unseren Bäuchen landeinwärts robbten und ins Dunkle feuerten. «Papa», fragen die Kinder, «was hast du im Krieg getan?» Mein bescheidener Vorschlag lautet, dass sie, wenn sie wirklich mehr darüber wissen wollen, Schlimmeres tun könnten, als *Portnoys Beschwerden* zu lesen.

Die Beziehung in Ihrem Werk zwischen Realität und Imagination. Haben die bislang erwähnten Spielarten der Macht (Familie, Religion, Politik) Ihren Stil, Ihre Ausdrucksweise geprägt? Oder hat Ihnen das Schreiben geholfen, sich zunehmend von diesen Spielarten der Macht zu befreien?

Insoweit ein Thema als Aspekt von «Stil» gesehen werden kann, lautet die Antwort auf die erste Frage: Ja, die tyrannische Wirkung von Familie und Religion ist wiederholt Thema meines Schreibens gewesen, besonders in *Portnoys Beschwerden* und allen vorausgehenden Texten; die tyrann-

nischen Bestrebungen der Nixon-Administration bilden unübersehbar das Zentrum von *Unsere Gang*. Wie so vieles andere beeinflussen die Themen selbst natürlich auch ihre Behandlung und meine «Ausdrucksweise». Bis auf die Satire über Nixon habe ich jedoch nie etwas geschrieben, das vorsätzlich und absichtlich vernichten wollte. Polemische oder blasphemische Attacken auf bestehende Mächte dienen mir in meinem Werk eher als Themen denn als vorrangige Ziele.

Die Bekehrung der Juden zum Beispiel, eine Erzählung, die ich mit dreiundzwanzig Jahren geschrieben habe, verrät im unschuldigsten Stadium ihrer Entwicklung wachsende Besorgnis angesichts repressiver Familienbeziehungen und der Fesseln religiöser Exklusivität, wie ich sie unmittelbar im amerikanisch-jüdischen Alltag kennengelernt hatte. Ein guter Junge namens Freedman zwingt einen bösen Rabbiner namens Binder (und noch manch andere Autoritäten) auf die Knie, um dann vom Synagogendach in die Weite des Raumes zu springen. So schlicht mir die Erzählung heute auch vorkommt – man sollte sie lieber einen Tagtraum nennen –, so entwickelte sie sich doch aus denselben Themen, die mich Jahre später veranlassten, Alexander Portnoy zu erfinden, eine ältere Inkarnation des kleinen klaustrophobischen Freedman, der sich nicht auf ebenso magische Weise von Bindungen und Hemmungen zu lösen vermag, wie es jenem Helden gelingt, der seine Mutter und den Rabbiner in der *Bekehrung der Juden* demütigt. Ironischerweise leidet der Junge in der früheren Erzählung in seiner Welt unter realen Autoritätspersonen, deren Macht er zumindest vorübergehend außer Kraft setzen kann. Portnoy dagegen muss weniger unter solchen Men-

schen leiden – sie haben in seinem Leben nur wenig zu sagen –, sondern wird von einer Wut gefangen genommen, die sich gegen sie richtet. Dass der bei weitem mächtigste Unterdrücker er selbst ist, macht das komische Pathos dieses Buches aus – und verbindet es zudem mit dem vorhergehenden Roman *Lucy Nelson oder Die Moral*, der ebenfalls von der Wut eines ausgewachsenen Kindes gegen bewährte Autoritäten handelt, die in seinen Augen ihre Macht missbrauchen.

Die Frage, ob *ich* mich je von diesen Spielarten der Macht befreien kann, unterstellt, dass Familie und Religion für mich nur Macht und sonst nichts bedeuten. Es ist aber viel komplizierter. Ich habe weder in meiner Arbeit noch unmittelbar in meinem Leben je wirklich versucht, mich ganz von all dem zu lösen, was mich mit jener Welt verbindet, aus der ich komme. Vermutlich bin ich mit meinen Wurzeln heute noch ebenso verbunden wie zu der Zeit, als ich tatsächlich so mächtig war wie der kleine Freedman und so gut wie keine vernünftige Alternative kannte. Doch dazu kam es erst, nachdem ich diese Bindungen und Verflechtungen einer intensiven Prüfung unterzogen hatte. Affinitäten, wie ich sie weiterhin zu den Kräften empfinde, die mich formten, scheinen mir nun – soweit sie denn den Ansturm der Phantasie und den Test einer nachhaltigen Psychoanalyse (mit all der Kaltblütigkeit, die *das* mit sich brachte) überdauert haben – auch künftig bestehen zu bleiben. Natürlich haben sich meine Bindungen durch die unterzogene Prüfung sehr verändert, zudem habe ich mit den Jahren meine stärkste Bindung an die Prüfung selbst entwickelt.